KURZGESCHICHTEN

Tino Keller

Mein Tagebuch
Zwischenlandung
Gier
Vermutlich russisch

Mein Tagebuch

Da mich die letzten Tage sehr mitgenommen haben, und es jetzt wieder neue Hoffnung in meinem Leben gibt, habe ich mich entschlossen, meine Erlebnisse in einem Tagebuch festzuhalten. Den ersten Teil schreibe ich aus meiner Erinnerung.

10. Dezember

Es war dunkel und bitterkalt, als ich mich auf den Weg machte. Ein bissiger Wind wirbelte mir Schnee ins Gesicht. Ich wusste, meine Zeit war bald abgelaufen. Noch zwei Tage, sagte man mir, dann würde die Reaktion einsetzen, wie immer die auch sein mag. Im Moment geht es mir noch bestens, aber man erklärte mir, dass der Tod sehr schnell und ohne irgendwelche Vorzeichen eintreten würde. Ich hatte mich damit abgefunden in ein bis zwei Tagen, vielleicht schon in der nächsten halben Stunde zu sterben. Trotzdem hatte ich meinen warmen, schwarzen Mantel umgehängt, ich mochte ihn. Er hatte so viele grosse Taschen, in denen ich alles, was ich brauche, mitnehmen konnte. Kein Mensch war zu sehen und ich war froh, der Weg zum eigenen Sterbeplatz war schon schwer genug, und da hätte mir ein bekanntes Gesicht das Ganze nur verschlimmert.

Ich verliess das Dorf so schnell wie möglich, wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Nach einer Stunde erreichte ich die erste Anhöhe, und wagte noch einen letzten Blick zurück auf das von mir so geliebte Dorf, mit seinen Menschen und den heimeligen Häusern, die mir so ans Herz gewachsen waren. Ich durfte nicht stehen bleiben, musste weiter. Ich ertappte mich dabei, dass ich zu weinen begann, ich hatte alles zurückgelassen, mein Haus, meine Freunde, die Tiere im Stall, alles.

Der Weg führte mich weiter in Richtung Zone 0. Noch wusste ich nicht, welchen Weg ich dort nehmen soll, vielleicht in die Berge oder zum Nittora Fluss. Dieser schien mir die bessere Wahl zu sein, ich war noch nie dort, denn auch der war innerhalb der verbotenen Zone, der Zone 0. Doch die machte mir keine Angst mehr, hatte ich sie schon auf der anderen Seite des Tales einmal überschritten und dieser schwere Gang war die Folge davon.

Das Gebiet des Flusses hatte ich schnell erreicht. Mit meiner starken Taschenlampe konnte ich fast bis zum Talboden des Flusslaufs leuchten. Ich nahm den mühsamen Abstieg in Angriff. Es war steil und rutschig, trotzdem kam ich gut voran. Bald hörte ich das Toben des Wassers, ich spürte die Feuchtigkeit seiner Umgebung und roch den Gestank. Ich schreibe bewusst ›Gestank‹, man erzählt sich, es sei eine Pflanze, die diesen Duft versprüht, aber ich zweifle daran.

Unten angekommen setzte ich mich, in meinen Mantel gekuschelt, auf einen Stein, zündete mit meiner Taschenlampe in der Gegend herum und wartete. Alle, die die Zone 0 auch nur kurz betreten hatten, mussten es genau so tun, wie ich es jetzt tue. Niemand weiss warum.

Es ist schon ein seltsames Gefühl, auf seinen Tod zu warten. Ich wünsche niemandem, das durchmachen zu müssen, aber was bleibt mir schon anderes übrig, ich muss mich den Anweisungen fügen.

Ich nahm ein Brot aus meiner Manteltasche, brach es und nahm gerade ein Stück in den Mund, als ich eine Stimme hinter mir vernahm und war so erschrocken, dass ich mich fast verschluckt hätte. Zuerst dachte ich, das sei jetzt der Anfang vom Ende, vielleicht ein Engel oder so was, die ersten Anzeichen von Verwirrung, doch die Stimme war nochmals deutlich zu hören und da wusste ich, dass ich noch voll bei Verstand war.

»Du wartest auf den Tod, stimmt's?«

Ich drehte mich um und nickte.

»Ein bis zwei Tage gaben sie dir, stimmt's?«

Erneut nickte ich. »Wieso weisst du das?«, fragte ich.

Der Stimme nach musste es ein Kind oder eine junge Frau sein. Ich leuchtete mit der Taschenlampe dorthin, und sah tatsächlich ein Kind, wie alt und ob Junge oder Mädchen, war schwer zu sagen.

»Schon seit zwei Jahren warte ich. Auch ich hatte die verbotene Zone betreten, doch bis jetzt ist nichts geschehen. Wie du siehst, lebe ich noch und dazu gar nicht schlecht. Komm, ich zeig dir mein Haus. Ich habe es selbst gebaut. Komm!«

Ich nahm die Einladung gerne an und folgte ihm. Es gab mir Hoffnung.

Das Häuschen war solid aus Stein gebaut, die Wohnstube gemütlich eingerichtet und es brannte Licht.

»Setze dich, ich werde dir etwas zum Essen bringen.«

12. Dezember

Hier sitze ich nun, habe genug Zeit Tagebuch zu führen, es ist schon spät abends. In den zwei Tagen, in denen ich und das Kind zusammen waren, hatten wir viel miteinander erlebt: Fische gefangen, Spaziergänge bis weit in die verbotene Zone hinein gemacht, gespielt, gesungen und ab und zu getanzt.

Der Gestank beim Fluss stört mich nicht mehr, ich habe mich daran gewöhnt. Ich glaube das Kind - bin mir noch immer nicht sicher, ob es wirklich eines ist - hat recht, die Sache mit dem Sterben ist nur eine Abschreckung, damit die Zone 0 nicht betreten wird. Nach zwei bis drei Wochen, denke ich, werde ich in mein Dorf zurückkehren und meine Leute darüber aufklären. Jetzt kommt das Kind wieder aus der Küche, es bringt mir etwas zum Trinken. Ich fühle mich sehr wohl hier, mag es aber nicht so gerne, dass ich immer von ihm bedient werde. Mit Sicherheit wird es irgendwann damit aufhören. Es ist Himbeersaft, schmeckt vorzüglich. Es ist schwierig, zu schreiben und zugleich zu trinken, aber es macht Spass und ich bin richtig gut aufgelegt.

»Schmeckt es dir?«

Ich bejahe, trinke weiter und schreibe wieder ein paar Zeilen.

»Ich möchte dir etwas erzählen«, sagt es, »aber lass dich beim Schreiben und Trinken nicht stören.«

Ich bin gespannt, was ich zu hören bekomme, versuche alles direkt aufzuschreiben.

»Ich heisse Morto. Ich bin von der Regierung eingestellt, die Sterbenden zu begleiten.«

Soeben habe ich den letzten Schluck des Saftes getrunken.

»Vielleicht muss ich besser sagen, weniger zu begleiten, als sie sterben zu lassen - dich sterben zu lassen, geniesse die letzten fünf Minuten.«

»Was? Nein! Das ist jetzt ein Scherz, sag mir, dass du nur Spass machst? Sag es!«

Ich zittere vor Erregung, kann kaum mehr schreiben.

»Nein, soeben hast du deinen Tod getrunken! Die zwei Tage sind um.« Es lächelte. »Zone 0, ist und bleibt verboten.«

»Sterben? Ich will nicht sterben, nein, das kann nicht stimmen!«

Es scherzt doch nur! Warum macht es solche Spässe mit mir? Das ist nicht lustig, nein! Ich, warum nur ich? Ich hasse dieses Kind, warum…?

Zwischenlandung

Sein Raumschiff, ein Explorer der Aufklärerklasse, stand hinter einem kleinen Hügel und es waren nur noch die beiden Antennenkuppeln zu sehen. Pilot André Wagner, blieb kurz stehen und schaute zum Landeplatz zurück. Er war froh, keinen Raumanzug tragen zu müssen, die Atmosphäre dieses Planeten war geradezu ideal für Menschen. Die aufkommende Müdigkeit hielt ihn nicht vom beschwerlichen Weg zum Krater ab. Bei seinen Umkreisungen um den Planeten hatte er in dessen Mitte, die für seine Heimreise dringend benötigten Kristalle für die Reparatur der Steuerung entdeckt.

Bei einem Kontrollflug durch den Wallsektor, hatte er eine Gravomiene der gegnerischen Allianz gestreift, welche seine Steuerungskristalle unbrauchbar gemacht hatten. Steuern war jetzt nur noch ohne Automatik und bei langsamer Fahrt möglich.

Der Planet schien unbewohnt zu sein. Alles war kahl. Es gab überwiegend Steine, viel Sand und nur wenige junge Pflanzen. Reste von sehr alten Bäumen waren zu sehen, vielleicht wurde alles durch einen Angriff der Allianz vernichtet.

Der Weg wurde immer steiler, trotz seiner kühlenden Kleidung kam er ins Schwitzen. Vielleicht noch zweihundert Meter und er würde den Kraterrand erreicht haben. Er musste sich kurz setzen, um sich zu erholen, und stieg danach ohne weitere Pause bis zum Rand. Erleichtert blickte er in die Tiefe des Kraters. Dort am Kraterboden müssten diese Kristalle zu finden sein. Ein Pfad führte im Zickzack nach unten. Vielleicht war dieser zufällig entstanden, vielleicht hatte es hier früher Lebewesen gegeben, die diesen benutzt hatten. Unten angekommen begann er sofort mit der Suche nach den Kristallen. Er war in seine Arbeit vertieft, als er plötzlich für einen kurzen Moment einen Menschen zu sehen glaubte. Vermutlich Einbildung, alles war ruhig, es gab nur Felsen. Er grub weiter, als ein Geräusch ihn erschrecken und herumdrehen liess. Da stand plötzlich eine Gruppe von Kindern mit langen schwarzen Haaren, vielleicht zwanzig Stück, alle etwa im gleichen Alter, nur mit dem Nötigsten bekleidet, ohne Schuhe und schauten ihm bei der Arbeit zu. Ihre Haut war dunkelrot und erinnerte ihn an Indianer, so wie sie in vielen Geschichten, die er in seiner Jugend gelesen hatte, beschrieben waren, nur die hellblauen Augen passten nicht.

Andre war überrascht, seine Angst wich einer freudigen Erregung, »He, hallo! Was macht ihr hier? Ich habe euch nicht kommen hören.«

»Wir leben hier«, antwortete ein Kind, vermutlich ein Junge. »Und du? Was machst du hier?«

André war erstaunt, dass ihn der wildaussehende Junge in der Weltsprache ansprach. »Ich suche spezielle Kristalle, um mein Raumschiff wieder reparieren zu können.«

»Wir können dir helfen.«

Sofort begannen die Kinder zu graben. Es schien, als wüssten sie genau, wie diese Kristalle aussahen und wo sie zu finden waren. Nach kurzer Zeit hatte er genügend, um sein Raumschiff wieder instand stellen zu können.

»Komm mit uns, wir möchten dich einladen. Du kannst etwas essen und bei uns bis zum Wechsel schlafen.«

Er hatte keine Ahnung, wie lange es bis zum Wechsel dauern würde und was sie damit meinten, da er aber Hunger hatte und auch müde war, sagte er zu. Der Junge nahm ihn an der Hand und führte ihn geschickt durch die Felsen auf dem Kraterboden in ein kleines Tal. Eigenartigerweise schien der Planet doch viel grüner zu sein, als es am Anfang den Eindruck machte. André vermutete zu stark mit der Kristallsuche beschäftig gewesen zu sein, um es wahrzunehmen. Überall gab es kleine Bäume und die Pflanzen waren schon ziemlich hoch. Auch der Junge schien älter zu sein, als er ihn in Erinnerung hatte, aber bis jetzt hatte er sich die Kinder nicht wirklich angesehen. Der Junge führte ihn in eine Höhle. Drinnen brannte ein schwaches Licht, und er musste sich zuerst an die Dunkelheit gewöhnen. Bald wurde die Höhle grösser und weitete sich zu einem richtigen Wohnraum aus. Es brannten Kerzen und überall lagen Felle am Boden. Es gab kleine Kinderkrippen, doch Erwachsene konnte er keine sehen. Er setzte sich und eine Gruppe Teenager gruppierten sich um ihn, die jüngeren Kinder waren nicht mehr da, vielleicht spielten sie vor der Höhle. Die Jugendlichen überhäuften ihn mit Fragen, sodass er kaum Gelegenheit bekam seine eigenen zu stellen. Einige standen auf und verliessen die Höhle, kamen aber kurz darauf mit Holz auf den Armen zurück. Ein Feuer wurde gemacht und bald gab es ein gutes Essen mit Fleisch, es schmeckte herrlich.

»Ich merke, du bist müde, du kannst dich hier auf eines der Felle legen. Wir haben noch zu tun«, sagte jetzt ein Mann, er musste später dazugekommen sein.

»Das ist dein Schlafplatz. Ich werde ihn noch sauber machen, dann kannst du hier schlafen«.

Er zeigte ihm ein mit Staub bedecktes Fell und nahm es mit.

Als der Mann mit dem sauberen Fell zurückkam, legte sich André zum Schlafen hin und war sofort eingeschlafen.

Ein Geräusch liess ihn aufwachen. Die Leute mussten erwacht sein, er glaubte, Stimmen gehört zu haben. Das Feuer hatte noch Glut, so konnte er die dunklen Umrisse der Schlafenden erkennen. Er suchte eine Kerze, die er in der Glut des Feuers anzündete. Er strich sich durch seine Haare, um sie zu richten, so wie er es immer nach dem Schlafen tat, und merkte, wie diese auf den Boden fielen.

›Es scheint, dass ich diese Atmosphäre doch nicht so vertrage‹, dachte er, ›mir fallen schon die Haare aus, ich hoffe, die wachsen wieder nach‹, er musste ein bisschen schmunzeln.

Mit der brennenden Kerze sah er sich in der Höhle um. Er entschloss sich, einen Schlafenden zu wecken, um ihm mitzuteilen, dass er zurück zu seinem Raumschiff wolle. Etwas geblendet vom Licht der Kerze kniete er beim nächsten Fell nieder und schüttelte den Schlafenden leicht, doch dieser zerfiel zu Staub. André war entsetzt. Er ging zum nächsten Fell und entdeckte, eine uralte Frau, nackt, mit eingefallenem Gesicht und weissem schütterem Haar, die Haut wie Papier mit Altersrunzeln und Flecken übersät. Plötzlich fielen ihre Hände vom Körper ab, die auch zu Staub wurden. Teile des Gesichtes zerfielen, Stücke des Körpers folgten, bis nur noch Staub übrig blieb.

Zu seinem Entsetzen konnte er sehen, wie ein Schlafender nach dem anderen zu Staub wurde. Wo waren die Kinder, die Teenager, die Leute geblieben. André rappelte sich hoch, sein Herz raste, seine Gedanken wirbelten. Er hatte Mühe mit dem Gehen, seine Gelenke schmerzten. Er schleppte sich aus der Höhle.

Jetzt war auf dem Planeten alles kahl, nur spärlich konnte man ganz junge Pflanzen entdecken. Er richtete sich auf und sah von Weitem die Kuppeln seines Raumschiffes. Die Kristalle trug er in den Hosentaschen mit sich. Der Weg aus dem Tal war extrem beschwerlich. Wie lange mochte er wohl geschlafen haben? Es mussten Jahrzehnte gewesen sein! Seine Beine gehorchten ihm schlecht. Jede Bewegung war höchst anstrengend, seine Gelenke unbeweglich, seine Hände waren alt, uralt, und als er sein Gesicht betastete, konnte er die Falten spüren.

Nach einer geschätzten Ewigkeit erreichte er, unter grossen Mühen, endlich sein Raumschiff. Die Farbe war verblichen, die Eingangsschleuse öffnete sich langsam und nur bis zur Hälfte, dann steckte sie fest. Dennoch kletterte er hinein und schaute sich um. Der Metallplastik war noch gut erhalten, aber die Sitze in der Pilotenkanzel waren brüchig und rochen muffig. Er setzte sich und begutachtete die zum Teil noch funktionierenden Anzeigen. Ein Bildschirm zeigte ihm die nähere Umgebung. Ein paar Kinder, mit langen schwarzen Haaren und dunkelroter Haut, die das Raumschiff beobachteten, waren zu sehen. Sie erinnerten ihn an…? Wie nannte man sie noch? Die Borduhr zeigte die aktuelle Zeit und das Datum. Er war vor genau fünfundzwanzig Stunden hier gelandet…

Gier

Es war ziemlich kalt. Ich tastete mich langsam vorwärts. Der helle Mond brach ab und zu durch die dichte Wolkendecke und gewährte mir einen kurzen Blick über die Landschaft. Wie ich hierhergekommen bin, wusste ich nicht mehr, nur dass ich einen Auftrag zu erledigen hatte. Was dieser genau beinhaltete, war mir aber nicht klar, doch ich wusste, einzelne Teile würden im Bedarfsfall in meiner Erinnerung auftauchen. Ich musste vorwärts, dem Felsen entlang, der zu meiner Linken war. Nach einer Weile kam ich zu einem schmalen Höhleneingang, der den Durchgang zur anderen Seite sein musste. Zu meinem Glück lichteten sich die Wolken etwas, so konnte ich die Landschaft auf der anderen Seite der Höhle sehen. Dort muss ich hin. Es war so, wie Tom es mir geschildert hatte. Ja richtig, Tom! Er musste mein Auftraggeber sein. Bruchstückweise erinnerte ich mich an mehr Details. Der Weg zur anderen Seite war nicht sehr lang, aber er war äusserst eng. Ich musste mich mit allen Tricks durch die Höhle zwängen, an einer Stelle sogar Kleidungsstücke ausziehen, damit ich hindurch kam. Die aufkommende Platzangst konnte ich mit Entspannungsübungen und Durchhalteparolen überwinden. Etwas lädiert erreichte ich die andere Seite. Ich war mir sicher, das musste die Hütte sein, zugänglich nur durch diese Höhle, umgeben von Wiesen, Bäumen und hohen Felsen. Geduckt rannte ich über das Gras, ich sollte von niemandem gesehen werden. Das schien auch eine Anweisung zu sein. Der noch immer scheinende Mond war im Moment eher lästig, doch er half mir, schneller ans Ziel zu kommen. Bei der Hütte drückte ich mich in den Mondschatten der Wand, ich musste zur Vorderseite, zum Eingang. Der Wind liess die Blätter der nahen Bäume rascheln, ein Vogel schrie seinen Ruf ins Land, ansonsten war es ruhig. Menschenruhig, nenne ich das, das war gut für mich. Der Mond verschwand wieder hinter ein paar Wolken. Ich tastete mich der Wand entlang zur Eingangstür. Irgendwie wusste ich, wo ich suchen musste, aber ob diese Informationen von Tom kamen, konnte ich nicht sagen. Die Tür war unverschlossen. Ich schlüpfte hinein und schloss sie wieder. Es war dunkel und roch nach Staub und Moder, auch ein paar eklige Düfte stiegen mir in die Nase, die ich aber nicht einordnen konnte. Mit meiner Taschenlampe leuchtete ich auf den Boden und hoffte, nicht entdeckt zu werden. Warum ich nicht gesehen werden sollte, wusste ich nicht, aber es war so in meinem Auftrag beschrieben. Tom sagte etwas von einer Falltür, die ich suchen müsste. Vorsichtig durchsuchte ich den einzigen Raum der Hütte. Der Boden war morsch, jeder Schritt ein Risiko, ich musste immerzu prüfen, ob der Boden mein Gewicht tragen konnte. Ein alter Teppich unter dem Tisch in der Mitte des Raumes erweckte meine Aufmerksamkeit. Behutsam rutschte ich den Tisch zur Seite und hob den Teppich an. Er zerfiel in meinen Händen. Mit meinen Armen reinigte ich die Fläche und fand den Ring der Falltür, die mich zur Unterwelt bringen sollte. Mit beiden Händen musste ich die schwere Holztür in die Höhe stemmen, die Taschenlampe hatte ich zwischen die Zähne gepresst. Ein Geruch, bei dem ich mich fast übergeben musste, stieg mir in die Nase. Ich nahm mich zusammen, kippte die Falltür an den Tisch und leuchtete in die Tiefe. Neue Details! Alles war da, wie Tom es beschrieben hatte: die steile Treppe, der alte Holztisch mit der darauf stehenden

Petroleumlampe. Ich kletterte hinab und leuchtete in den Raum. Einige tote, halb verweste Ratten lagen auf dem Boden. Der Gestank war übermächtig. Ich versuchte mir die Nase zuzuhalten, aber es half nicht wirklich. Auf dem Tisch lag eine alte Papierrolle, über die mir Tom seltsamerweise nichts gesagt hatte. Genau in dem Augenblick, als ich die Rolle in die Hände nahm, versagte meine Taschenlampe, und war mit nichts wieder zum Leuchten zu bringen. In meinem Rucksack fand ich in den Aussentaschen noch ein Päckchen Streichhölzer. Ich tastete nach der Petroleumlampe, schüttelte sie leicht und stellte fest, dass sie noch zur Hälfte voll war. Ich hob den Glaskolben und zündete den Docht an. Es wurde wieder hell. Gespannt auf den Inhalt der Papierrolle, breitete ich sie auf dem Tisch aus. Ich staunte nicht schlecht, es war eine richtiger Schatzkarte, eine, von dem man in Kinderzeiten geträumt hatte. Der genaue Weg war beschrieben und dieser startete hier in diesem Raum. Er zeigte ein Labyrinth von Wegen, das bei einer Schatztruhe endet. Viel Gold, Schmuck und Edelsteine waren da zu sehen, es musste ein Vermögen sein. Ich wurde aufgeregt, mein Herz schlug höher. Reich, ich würde reich sein! Wieder kamen Informationsdetails von Tom in Erinnerung, welche mit meinen jetzigen Plänen überhaupt nicht übereinstimmten. Ich sollte jemanden suchen, retten und zurückbringen. Wohin das Zurück war, wusste ich nicht, aber eines war klar, ich würde den Schatz mit niemandem teilen, der gehörte mir. Reich! Ich stellte mir vor, was ich mir alles kaufen konnte: Ein Haus, ein Schiff, meiner Fantasie waren keine Grenzen gesetzt. Schon nach ein paar Minuten fand ich die Stelle in der Wand, die den Eingang zum Labyrinth versperrte. Mit voller Kraft warf ich mich dagegen. Ich schrie auf, meine Schulter schmerzte, aber die Wand fiel in sich zusammen, der Weg war frei. Der Stollen war schmal, aber der Plan stimmte. Die Wände waren mit Holz verstärkt, aber so morsch, dass man es mit den Händen wegkratzen konnte. Erde rieselte von der Decke und die Dielen im Boden liessen nichts Gutes erahnen. Der Stollen musste so lange halten, bis ich alles ins Freie gebracht hatte, dann konnte er von mir aus einstürzen. Schon beim Gehen knirschten alle Balken und ich musste etwas langsamer, behutsamer gehen, was mir sehr schwerfiel. Gold, Diamanten, Edelsteine, ich würde reich sein! Ein dumpfes Donnern war zu hören, der Boden zitterte, aber ich liess mich nicht beirren.

Als ich schon beinahe den Abstieg zur Schatzkammer erreicht hatte, hörte ich eine Stimme, »Hilfe, ich bin hier! Hol mich hier raus! Bitte, ich bin am Ende meiner Kräfte.«

Das war der Typ, den ich hier rausholen sollte, aber ich war mir sicher, der wollte nur meinen Schatz. Ohne mich, um ihn zu kümmern, ging ich weiter. Wieder hörte ich das klagende Rufen des Typs, der mich weiter um Hilfe bat. Aber ich ignorierte es. Dann kam ich zur Tür zur Schatzkammer, doch sie war zu. Laut Karte gab es noch einen anderen Eingang, aber da musste ich an diesem Typen vorbei und ihn befreien, vielleicht sogar den Schatz mit ihm teilen, nein ich machte es auf meine Weise. Ich öffnete meinen Rucksack, nahm einen Dynamitstab heraus, den ich für solche Fälle eingepackt hatte, und platzierte ihn direkt am hölzernen Tor zur Schatzkammer. Vor Aufregung zitterte ich am ganzen Körper, bald war ich reich! Toms Anweisungen ignorierte ich, die waren mir jetzt mehr als egal. Ich zündete die Zündschnur an und rannte

in Deckung. Noch immer hörte ich das Gestöhne des anderen, aber der sollte doch nur weiter jammern und betteln. Kaum hatte ich mich etwas beruhigt, sah ich etwas klarer und realisierte den schlechten Zustand des Ganges. Alles war alt und morsch! Mit Schrecken erkannte ich, dass alles einstürzen würde. Was hatte ich nur getan?! Ich musste die Zündschnur löschen. Doch es war zu spät, ein lauter Knall erfüllte die Luft. Alles zitterte, Balken brachen, Teile der Decke stürzten auf mich herunter. Es war zu Ende. Ich wusste, ich konnte mich nicht mehr befreien, doch ich wollte wenigstens den Schatz noch sehen und reich sterben. Ich rannte los, kletterte über die heruntergefallenen Deckenteile, wich den rollenden Steinen aus, die den Weg immer mehr blockierten, kletterte über das aufgesprengte Tor in die Schatzkammer und sah dort die Truhe vor mir. Mein Herz klopfte in freudiger Erwartung, meine Hände zitterten, als ich den Deckel öffnete. Sie war leer! Ein lautes Donnern, dann stürzte die Decke über mir ein, ich hatte kaum noch Zeit zu schreien, es war vorbei.

Zuerst war es dunkel, dann wich dieser Dunkelheit einem starken Licht. Ich öffnete vorsichtig die Augen und schaute mich um. Die Erinnerung kam zurück. Die Erlebnismaske wurde von meinem Kopf hochgefahren und Tom schaute mich an. Er entfernte die Elektroden von meinem Körper.

»Prüfung nicht bestanden. Wir können dich nicht in der Akademie der Raumfahrer aufnehmen. Dein Auftrag war es, den Mann zu retten und nicht den Schatz zu bergen! Pflichtverletzung mit totalem Kontrollverlust, unüberlegt und völlig unbrauchbar.« Tom gab mir meine Kleider. »Schade!«

Ich erhob mich, zog mich an und wusste, dass ich mir eine andere Stelle suchen musste.

Vermutlich russisch

Eigentlich wollte ich dieses Erlebnis nie erzählen, es ist so verrückt, dass mir niemand wirklich geglaubt hätte. Sicher wäre ich damals für geistesgestört erklärt worden. Auch mit meinem Sohn habe ich nie darüber gesprochen. Aber im fortgeschrittenen Alter kann ich es wagen. Ob ihr es glaubt, ist eure Sache.

Es geschah im Sommer 1970. Mein Sohn David und ich machten unseren alljährlichen Campingtrip zum Waldsee, meine Frau Margareth und Tochter Anna genossen die männerfreien Tage zu Hause. Wir stellten das Zelt an unserem Lieblingsplatz auf. Eigentlich war Campieren dort verboten, aber es hatte sich noch nie jemand beschwert. Wir waren auch nicht die einzigen Camper hier, überall verstreut in den lichten Wäldern waren jedes Jahr viele Zelte zu sehen. Der Waldsee war eine gute Autostunde von unserem Zuhause entfernt. Er lag sehr idyllisch in einem Moorgebiet und war supergeeignet zum Fischen und um coole Ausflüge zu machen. Damals war David zwölf und unsere gemeinsamen Unternehmungen waren für ihn das Grösste. Noch jetzt als Erwachsener schwärmt er von diesen Zeiten.

Meine Geschichte beginnt mit dem Ausflug zum Meerjungfraustein. Immer zum Abschluss unserer Ferientage besuchten wir diesen, einer unserer speziellen Orte am See. Es war eigentlich nur eine kleine Bucht. Es gab dort nichts Besonderes, ausser einem kleinen Felsen im See, der mit viel Fantasie wie eine Meerjungfrau aussah. Wir mussten dazu mit dem Auto eine halbe Stunde fahren, waren dann aber auch ganz für uns allein. Dort erzählten wir uns die wildesten Geschichten und beschworen die Meerjungfrau, endlich aus dem Wasser zu steigen und sich uns zu zeigen. Manchmal badeten wir ohne Badehosen, aber irgendwie hatten wir immer das Gefühl, dass wir von ihr heimlich beobachtet wurden. Gegen Ende des Nachmittags wollte ich noch eine Zigarette rauchen und ging dazu etwas landeinwärts zum Moor. Ich versuchte, wenn möglich nicht in Davids Gegenwart zu rauchen und er akzeptierte das, mit mehr oder weniger lautstarken Belehrungen über das Rauchen. Das Moor war an dieser Stelle noch sehr Natur belassen. Die Wege waren weich und feucht und man hatte das Gefühl einzusinken, was aber nie geschah. Es gab überall Wasser, belebt mit vielen Tieren. Frösche quakten, Libellen schwirrten umher und an tieferen Stellen gab es auch grössere und kleinere Fische. Viele, alte Bäume und Sträucher gaben dem Gebiet etwas Märchenhaftes, manchmal fast Unheimliches. Ich machte lediglich ein paar Schritte zum Moor, genoss die Ruhe und meine Zigarette und wollte mich danach wieder auf den Rückweg machen, als David mir entgegenkam.

»Schau Papa, ich habe ein eigenartiges Tier gefunden, sieht aus wie ein grosser Tausendfüssler.«

Er gab ihn mir in die Hand und ich liess ihn über meinen Arm laufen. Ein bisschen ekelte mir davor, aber ich konnte das natürlich nicht zugeben. Behutsam nahm er ihn mir wieder ab und setzte ihn sanft ins Moos. David liebte Tiere. Schon als kleiner Junge hatte er Würmer in einem alten, halbierten Gummiball gesammelt und nach Hause gebracht. Unsere Begeisterung hielt sich natürlich in Grenzen, und er konnte

kaum begreifen, dass er sie wieder im Garten aussetzen musste. Einmal konnten wir gerade noch verhindern, dass er sich den Ball mit den Würmern über den Kopf stülpte.

Oft hatten wir auch Diskussionen über das Fischen. Fische fangen, ja, aber töten, nein. *Die armen Tiere kann man doch nicht essen*.

David spazierte weiter am Moor entlang und beobachtete alles, was sich bewegte. »Komm her Papa! Ich habe wieder etwas entdeckt! Ameisen! Ein riesiger Haufen! Sieh dir das an!«

Wirklich, da war ein grosser Ameisenhaufen, und wir beobachteten das Treiben der Tiere. Mit einem Holzstöckchen bohrte David kleine Öffnungen hinein und konnte sich kaum sattsehen, wie die Tiere in wilder Hektik herumrannten und alles wieder schlossen und in Ordnung brachten. Die Zeit verstrich, wir mussten zurück, denn es dunkelte schon und über dem Wasser hatte sich etwas Nebel gebildet. Vertieft plauderten wir über unsere Erlebnisse, während wir zurückgingen. Weit war es nicht. Bald aber merkten wir, dass unser Weg an einer sumpfigen Stelle endete. Wir mussten irgendwo falsch abgebogen sein. Wir kehrten zurück und suchten unseren Ameisenhaufen, aber der hatte sich in nichts aufgelöst. Der Nebel wurde dichter und der Weg war oftmals kaum zu sehen. David erzählte noch immer ganz begeistert von seinem Ameisenvolk, während mir bewusst wurde, dass wir uns verlaufen hatten. Dort wo ich unser Auto vermutete, war Sumpfgebiet, es war kein Durchkommen mehr. Langsam merkte auch David, dass etwas nicht stimmen konnte.

»Papa, alles sieht so fremd aus. Wir müssen uns bös verlaufen haben.«

»Das sehe ich auch so. Aber soweit waren wir gar nicht in diesem Moor und die Sümpfe hatte ich vorher auch nicht bemerkt.«

Langsam wurde es dunkler, der Nebel dichter. Eine panische Angst stieg in mir auf, aber ich musste schon wegen David ruhig bleiben. Nach jeder Abbiegung auf den weichen Wegen glaubte ich, unser Auto zu sehen, aber es erwies sich jedes Mal als Täuschung. David klammerte sich an mich und begann zu weinen. Auch mir war zum Heulen zumute, aber als Erwachsener musste ich Stärke zeigen und die Ruhe bewahren. Das Labyrinth aus Wegen und Sümpfen wurde immer unübersichtlicher. Es war in der Zwischenzeit schon so dunkel, dass die Bäume wie Silhouetten aussahen. Manche wirkten sogar bedrohlich, wie Geister oder wilde Tiere. Wir begannen zu rufen, zuerst vorsichtig leise, dann immer lauter. Soweit wir sehen konnten, folgten wir dem vermeintlichen Weg zurück, um alsbald wieder auf ein weiteres Hindernis zu stossen. Irgendwie war uns jede Möglichkeit genommen, den Sumpf zu verlassen. Entweder war der Weg durch Bäume versperrt, die ein Durchkommen verunmöglichten oder es wurde so sumpfig, dass wir jämmerlich darin stecken geblieben wären. Wieder begannen wir zu rufen. Leider gab es damals noch keine Handys, aber vermutlich hätte es auch keinen Empfang gegeben.

»Eine Frau! Sieh nur eine Frau, Papa! Dort beim Baum steht sie.« David war ganz ausser sich.

Tatsächlich stand da eine Frau in einem langen weissen Kleid im Sumpf - eigentlich auf dem Weg - aber ich hätte schwören können, dass dort vorher Sumpf gewesen war. Sie winkte uns. Erleichtert gingen wir auf sie zu. Was blieb uns auch anderes

übrig? Der Weg zu ihr wurde plötzlich härter und steiniger, und es war erstaunlich, dass sie trotz des Nebels so gut zu sehen war. Wir erreichten sie nach wenigen Minuten. Sie war jung und hübsch mit langen blonden Haaren, ausser irgendetwas in ihrem Blick war eigenartig.

»Ihr habt euch verlaufen.« Begrüsste sie uns mit einer lieblichen, hohen, fast singenden Stimme. »Ihr seid nicht die Ersten, denen das passiert. Als ich euch rufen hörte, bin ich sofort gekommen. Ich kann euch den Weg zeigen. Ich lebe hier in der Nähe und kenne mich aus. Es ist nicht gut, über Nacht im Sumpf zu bleiben. Zu viele Gefahren lauern überall, und die Mücken und anderes Getier würden euch das Leben schwer machen.«

»Ist das eine Fee?«, fragte David.

Die Frau war wirklich sehr schön. Das lange, blonde Haar fiel ihr weich über ihr perfektes Gesicht, und sie strahlte tatsächlich etwas Feenhaftes aus. Ihr weisses, beinahe durchsichtiges, seidenartiges Kleid, das beinahe den Boden berührte, unterstützte diesen Eindruck noch. Ich fühlte mich so erleichtert, sie getroffen zu haben, dass ich gar nicht auf die Idee kam, mich über ihre Kleidung oder den seltsamen Ort unserer Begegnung zu wundern. Sie deutete uns, ihr zu folgen. David und ich waren sprachlos, aber sehr erleichtert. Wir freuten uns schon auf unser Zelt und unser Abendessen. Doch wir hätten uns nie vorstellen können, dass es ganz anders kommen würde.

Sie führte uns geschickt durch den Sumpf und plötzlich waren da Wege, die wir nie zuvor gesehen hatten. Auch war die Sicht, trotz der immer stärker werdenden Dunkelheit, wieder besser, der Nebel hatte sich etwas zurückgezogen. Der Weg schien endlos lang und nach einer guten halben Stunde standen wir vor einer steilen Felswand.

»Dort müssen wir hin.« Sie zeigte nach oben, wo wir in gut zwanzig Meter Höhe eine Höhle entdeckten.

»Das schaffen wir nie! Die Felswand ist viel zu steil, und David ist noch ein Kind. Ich möchte ihn keiner Gefahr aussetzen. Gibt es keinen anderen Weg zurück?«

Sie schüttelte den Kopf. »Vertraut mir, ich werde euch führen. Es ist ungefährlich. Folgt mir, dann geht alles wie von selbst.«

Ich glaubte, sie kichern zu hören, aber ich war mir nicht sicher, ob ich mir das nur eingebildet hatte. Sie stieg in die Felswand und wir folgten zögerlich. Doch tatsächlich war der Aufstieg ein Kinderspiel, nicht zu steil und es wurde auch an keiner Stelle gefährlich. Wir kamen sehr zügig und mühelos voran und schon nach kurzer Zeit hatten wir den Höhleneingang erreicht. Ohne anzuhalten, blickte die Dame kurz in unsere Richtung und verschwand in der Höhle. Wir folgten.

»Papa, die Haare!«

»Was für Haare?«

»Ihre Haare, schau sie dir an! Sie sind plötzlich grau und strähnig, auch ihr Kleid, sieht alt und lumpig aus.«

Jetzt sah ich es auch. David hatte recht. Es war nicht mehr die Frau, die wir im Sumpf getroffen hatten. Sie drehte sich um, und David schrie vor Entsetzen. Sie

kicherte böse, ihre Stimme war so verzerrt, dass es uns kalt den Rücken herunterlief. Ihr Gesicht war nicht mehr als eine alte, eingefallene Fratze mit einer Haut so dünn, dass man glaubten könnte, ein Totenschädel vor sich zu haben. Ihre Zähne waren schwarz und faulig und einige fehlten, und ihre Augen schienen rot zu leuchten. Das schöne Kleid war verschwunden. Jetzt stand sie in alte Lumpen gehüllt vor uns, dreckig und stinkend.

Ich packte David an der Hand. »Los, zurück zum Eingang! Wir müssen hier weg!«

David nickte, mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen. Der Schock war so gross, er war kaum in der Lage zu sprechen oder seine Füsse zu bewegen. An der Hand ziehend, schleifte ich meinen Sohn zurück zum Eingang, doch als wir die Höhle verlassen wollten, entpuppte sich die steile Felswand als unüberwindliches Hindernis.

Die Hexe, oder was sie auch immer war, stand plötzlich hinter uns und schwang drohend einen Stock.

»Das habt ihr euch wohl so gedacht! Ihr gehört jetzt mir, eure Seelen gehören mir! Für euch gibt es keinen Weg mehr nach unten!« Sie kreischte, mehr als das sie sprach, immer wieder kicherte sie und ihre Augen funkelten böse.

Kreischend trieb sie uns mit ihrem Stock, den sie wild hin und her schwang, zurück in die Höhle. Wir hatten keine Wahl. Sie zwang uns immer weiter hinein, bis zu einer grossen Halle, in deren Mitte ein helles Feuer brannte. Darum herum tanzten, schrien und johlten etwa ein Dutzend solcher grauenhafter Monster. Sie schlug nach uns, als wir vor Entsetzen stehen blieben, und zwang uns an der johlenden Gruppe vorbei, eine Steintreppe hinauf, zu einem Käfig. Dort mussten wir hinein und sie schloss es mit einem schweren Eisengitter. Sie kicherte und schrie unverständliche Laute, während sie das Tor mit einem grossen Schlüssel und einem Bügelschloss verriegelte. Da waren wir nun. David zitterte voller Angst am ganzen Körper, er hatte seine Stimme noch nicht wiedergefunden. Durch das starke Eisengitter konnten wir das Treiben der hexenhaften Monster beobachten. In der Mitte des Feuers, um welches sie tanzten, thronte ein steinerner Stuhl, an dem die Flammen vergebens leckten. Eine eigenartige Kälte überkam mich, obwohl das Feuer fast bis zur Höhlendecke loderte.

»Papa, kannst du mich wecken? Das ist doch nur ein böser Traum. Bitte Papa mach, dass ich aufwache.« David war wieder da, noch immer ganz benommen, aber er sprach. Er sass, die Beine umarmend, das Gesicht auf den Knien in einer Ecke. »Ich will nach Hause. Papa lass uns gehen! Ich will das nicht.«

»Das geht nicht, David. Wir sind hier gefangen. Aber keine Angst, wir werden einen Weg hinausfinden.«

Ich war selbst nicht davon überzeugt, aber irgendwie musste ich David beruhigen.

Die schaurigen Hexenmonster tanzten immer wilder und wurden lauter und lauter. Mit den Stöcken schlugen sie sich gegenseitig, und es schien sogar, als ob es ihnen auch noch gefallen würde. Ich entdeckte auf der andern Seite des Feuers noch andere Käfige wie unsere, die aber alle leer waren. Auch auf unserer Seite schien es

noch welche zu geben. Die Nischen an den Wänden entlang waren vermutlich für die Hexen.

Ich begutachtete das Vorhängeschloss. Es war zwar alt und rostig, jedoch unmöglich ohne Werkzeug zu knacken. Die Gitter waren stabil, die Stäbe so weit auseinander, dass man knapp die Arme durchstecken konnte, aber das half uns nicht weiter.

Ich setzte mich frustriert zu David und umarmte ihn.

»Es wird schon wieder werden. Wir werden einen Ausweg finden, hab Vertrauen zu mir.« Ich versuchte, so überzeugend wie möglich zu klingen, dennoch hatte er die Augen geschlossen und weinte leise. Da hörten wir plötzlich eine heisere Stimme.

»He! Seid Ihr auch in die Sumpffalle geraten?«

Zuerst wusste ich nicht, woher die Stimme kam, dann sah ich eine Hand vor unserem Gitter winken, von einem Käfig neben uns. Wir konnten aber niemanden sehen.

»Ja, wir haben uns im Sumpf verlaufen, und dann erschien diese hübsche Frau und hat uns mitgenommen. Ist es Ihnen auch so ergangen?«

»Ha, genauso bin ich diesem Weibsstück gefolgt und in ihre Falle getappt!«

»Sind Sie schon lange hier?«

»Ach ja, so genau weiss ich es nicht mehr, aber ich bin wahrscheinlich der Nächste, der bei der Saugerei drankommen wird.«

Er begann hysterisch zu kichern, bis er einen kurzen Hustenanfall bekam.

»Saugerei, was meinen Sie damit?«, schrie ich hinüber.

»Ja, die saugen den Menschen die Seele aus ihren Körpern. Nur so können sie überleben.« Wieder kichern, die Stimme war kaum mehr verständlich und immer wieder husten. Dann Töne, die jene der Hexen sehr ähnlich waren.

»Woher wissen Sie das?«, fragte ich ihn, nachdem er sich beruhigt hatte.

»Ich habe das so oft beobachtet. Viele von ihnen sind schon zu Staub geworden. Jetzt haben Sie ja mit euch, wieder neue Nahrung bekommen.« Kichern. »Man hört und sieht so einiges, wenn man längere Zeit hier im Käfig sitzt.« Husten. »Etwas Gutes hat es, man hat weder Hunger noch Durst und scheissen muss man auch nicht.« Wieder lautes Kreischen, das wohl Gelächter sein sollte.

»Hat sich schon jemand befreien können?«

»Nein, nein, nein! Halt, doch Einer! Aber die anderen sind alle drauf gegangen.« Wieder hysterisches Kichern.

»Und wie konnte er sich befreien?«

»Was ich mitbekommen habe, konnte er seinen Käfig mit einer Münze öffnen. Er hatte sie mir gegeben, aber ich konnte das verdammte, elende, Vorhängeschloss nicht öffnen. Dann ist er auf der andern Seite der Höhle in einen Gang verschwunden.« Kichern. »Ich glaube, das Scheissproblem ist, dass du den Weg nicht verlassen, nicht nach rechts, links und nach hinten schauen darfst, sonst wirst du ein Monster wie diese hier.«

Seine grellen Schreie und ein weiterer Hustenanfall liessen mich erschaudern. War das auch Davids und mein Schicksal?

Die Hand verschwand für einen kurzen Moment. Dann tauchte sie wieder auf mit der Münze zwischen den Fingern. »Nehmt sie. Ich kann sie sowieso nicht mehr brauchen. Für mich ist es zu spät, ich muss mich dem Schicksal ergeben.«

Ich zwängte meine Hand durchs Gitter und nahm die Münze entgegen.

»Vielen Dank, vielleicht hilft sie uns.«

Er zog seine Hand wieder zurück, begann zu schreien und schien in seinem Käfig herumzutanzen. Immer wieder wirbelte Staub zu uns hinüber und ich hörte das Schleifen und Stampfen seiner Füsse auf dem Boden.

Da vernahmen wir einen lauten Knall, eine Stichflamme berührte beinahe die Höhlendecke, dann war für einen kurzen Augenblick Ruhe, die durch noch lauteres Schreien und Grölen unterbrochen wurde. Die Hexen hatten nun brennende Stöcke in den Händen, und wie bei einer Polonaise hielten sich alle mit einer Hand am Vordermann fest. Sie umrundeten das Feuer und kamen langsam die Steintreppe zu unseren Käfigen herauf. Das Singen wurde zu einem monotonen, unheimlichen Singsang. Im gleichen Rhythmus schwangen sie ihre Stöcke in die Höhe, sodass sich die Funken wild in der Höhle verteilten. Das Singen schwoll an und ich hörte David angstvoll weinen. Ich setzte mich wieder zu ihm und nahm ihn fest in die Arme. Wir drückten uns so weit wie möglich in die hinterste Ecke unseres Gefängnisses. Die Gruppe ging an unserem Käfig vorbei und öffnete den des Münzenspenders. Zuerst schrie und tobte er, dann verstummte er, reihte sich in die Polonaise ein und liess sich widerstandslos nach unten führen und auf den Steinstuhl in der Feuermitte setzen. Er blickte mit weit geöffneten Augen ins Feuer, dann an die Decke und dann zu den Hexen, sein Kichern und Schreien machte das Ganze noch unheimlicher.

Während unten die ganze Zeremonie lief, nutzte ich die Gelegenheit, die Münze auszuprobieren. Der Bügel des Schlosses führte durch zwei Ösen, die am Gitter mit Schrauben befestigt waren. Ich presste die Münze in den Schlitz der einen Schraube und konnte sie so wie einen Schraubenzieher benutzen. Ich bewegte die Öse hin und her, die Schraube wurde lockerer und liess sich, nach einigen Flüchen und Ausrufern, problemlos drehen und herausschrauben, sodass das Schloss nur noch funktionslos am Gitter hing und das Tor aufschwang. David schaute mir zu, er kam näher. Ich gab ihm die Münze in die Hand und er betrachtete sie mit der Bemerkung, „*vermutlich russisch“*, dann steckte er sie in seine Hosentasche. Er war wieder voll da, seine Angst war verflogen, und ich konnte mein Fluchtversprechen in die Tat umsetzen. Als wir hinunterstiegen, bemerkten wir, wie aus dem Kopf des Mannes auf dem Stuhl kleine Flammen emporstiegen. Kurz blieben sie in der Luft stehen, dann schwirrten sie auf die Köpfe der Hexen zu, drangen in sie ein, und diese begannen in wilder Lust zu schreien.

Die Hexen waren so sehr in ihr Seelensaugen vertieft, dass wir ungesehen zum zweiten Ausgang gelangen konnten. Ich hatte es David so lange eingebläut, nicht nach hinten, rechts oder links zu schauen und den Weg nie zu verlassen, bis ich sicher war, dass er es begriffen hatte. Der Weg in die Freiheit war sehr schmal. Links und rechts war Wasser und stinkender Sumpf. Ein weisser, sich leicht bewegender Nebel schwebte darüber. Es schien, als ob dieser beleuchtet wäre, aber es war keine

Lichtquelle zu sehen, der Nebel selbst leuchtete in verschiedenen Farben. Ich berührte mit meinem Kopf beinahe die Decke des Höhlenganges, der voll Spinnweben war, uns aber einen Weg in der Mitte liess. Überall sahen wir Bewegungen im Nebel. Ich glaubte, menschliche Schreie zu hören, konnte aber niemanden sehen. Der Weg wand sich, war nie wirklich gerade und in der Ferne verschwand er in einer Kurve.

»David bleib hinter mir, halte mich fest! Ich kann nicht zurückschauen, und kontrollieren, ob du da bist oder nicht. Und denk daran, immer geradeaus sehen, nicht nach links, rechts und zurück!«

»Ich versuch's Papa! Ich habe Angst!«

»Ich weiss, aber du schaffst es. Du kannst es.«

Ich spürte seine Hand nur kurz an meiner Jacke. Der Weg war so schmal, dass wir beide Hände zum sicheren Gehen brauchten, um nicht in den Sumpf zu fallen. Schon nach den ersten Schritten, erwachte der Sumpf zum Leben. Ich glaubte Hände zu sehen, die durch den Nebel drangen, aber ich war mir nicht sicher, ob ich mir das nur einbildete. Dann tauchten plötzlich Gesichter von Frauen und Kinder aus dem Sumpf auf, die um Hilfe schrien, um alsbald wieder in der Brühe zu verschwinden. Durch den leuchtenden Nebel war der Weg genügend hell, um alles deutlich zu sehen. Wieder ein Schrei zu meiner Rechten. Ich musste mich zwingen, nicht dorthin zu blicken. Ich musste geradeaus gehen, nur nach vorne blicken, und hoffen, dass auch David durchhalten würde. Wieder ein Schrei von einem Kind auf der anderen Seite, und plötzlich standen da Menschen im Sumpf. Der Nebel verzog sich kurz, als sich diese bewegten. Es waren Frauen und Kinder. Sie bettelten und schrien, die Kinder weinten fürchterlich.

»Bitte hilf uns! Zieh uns raus, lass uns nicht sterben! Hilf uns! Bitte!«

Ich blieb hart, sah nur geradeaus, denn ich wusste, nach ein paar weiteren Schritten war wieder alles vorbei. Plötzlich verwehrte mir eine Spinne, so gross wie zwei Fäuste, den Weg. Ich hatte noch nie ein so grosses Ding gesehen. Sie pendelte gerade über meinem Weg, und ich hätte schwören können, ihre Augen glühten so rot wie die der Hexe. Langsam ging ich auf sie zu, versuchte den Ekel und die Angst zu überwinden, und schlug dann mit der Hand in ihre Richtung. Als ich sie beinahe berührte, begann sie zu quietschen und nach einem weiteren Schlag verschwand sie mit einem lauten Schrei. Hinter mir hörte ich David vor Entsetzen aufschreien.

»Alles ist gut. Ich bin ja bei dir«, sagte ich leise zu ihm. Aber ich durfte mich nicht zu ihm umdrehen, ich fühlte mich elend.

Der Nebel begann wieder zu brodeln. Immer mehr Hände, Gesichter, Körper, manche sogar ohne Kopf, schrien, bettelten und verfluchten mich. Dann plötzlich, hörte ich meinen Sohn schluchzen. David stand im Sumpf vor mir. Er zitterte am ganzen Körper, Wasser und Dreck hatten ihn fast zur Unkenntlichkeit verändert.

»Papa hilf mir! Ich habe nach hinten geschaut. Ich dachte, ich hätte Mama gehört. Sie brauchte meine Hilfe, ich konnte sie doch nicht sterben lassen. Hilf mir Papa, zieh mich raus, du kannst das, bitte hilf mir!«

»Oh Gott nein!«, entfuhr es mir mit Entsetzen. Er hatte mir versprochen, sich genau an die Anweisungen zu halten.

»David, bist du noch da?« Er antwortete nicht, vielleicht konnte er mich nicht hören. »David bitte antworte mir«, schrie ich. »David«, immer noch keine Antwort.

Was sollte ich tun? Ich atmete tief durch und als ich genauer hinblickte, sah ich, dass irgendwas mit diesem David nicht stimmte, etwas irritierte mich. Er winkte mir mit der rechten Hand zu, aber er war Linkshänder. Das konnte nicht David sein, so würde er nie winken! Plötzlich war ich mir sicher, es war Trug, er war es nicht.

»Bitte Papa, lass mich nicht allein. Bitte!«

Der David im Sumpf schrie Angst erfüllt, bis sein Schreien immer mehr zu einem panischen Kreischen wurde. Es brach mir das Herz, aber ich konnte nicht, ich durfte nicht, ich musste weiter.

Ich schritt schnell an ihm vorbei, und zu meiner Erleichterung konnte ich das Ende des Höhlenganges sehen, Sonnenlicht fiel auf die letzten zwei, drei Meter des Weges. Jetzt wurde der Sumpf ruhiger, der Nebel verschwand. Doch am Ausgang stand unsere Hexe, und wartete auf uns. Sie sah wieder schön und verlockend aus. Ihre blonden langen Haare, wie auch ihr weisses, seidenes Kleid wehten im Wind und war so durchsichtig, dass man den schönen Körper nicht nur erahnen konnte.

»Geh nicht weiter, komm zu mir, ich erfülle dir all deine Wünsche!«

Jetzt stand sie ganz nahe vor mir und ihr Geruch war so verlockend, dass ich zitterte. Ich musste zu ihr, ich spürte ein starkes Verlangen sie zu berühren und mit ihr zu gehen.

»Komm, lass dich gehen. Komm zu mir.«

Ich streckte schon meine Hand nach ihr aus, als ich plötzlich von hinten gestossen wurde.

»Bleib nicht stehen Papa! Was hast du? Geh weiter! Wir sind draussen. Wir haben es geschafft.«

Es war David, der mich in die Freiheit gestossen hatte.

Kaum waren wir im Freien, begann auch die Hexe wieder zu schreien und sie veränderte sich erneut vor unseren Augen. Wieder wurde sie alt und hässlich und das schöne Kleid verwandelte sich in Lumpen. Sie schrie und kreischte bis ihre Augen weiss und stumpf wurden, und wir konnten sehen, wie ihr Gesicht ganz langsam zerfiel. Immer mehr löste sie sich auf, bis am Schluss nur noch ein kleiner Staubhaufen von ihr übrig blieb, der sich mit dem nächsten Windstoss im Moor verteilte. Der Höhleneingang verschloss sich zu einer kleinen Nische. Voller Freude drehte ich mich zu David um, doch er war verschwunden.

»David? David wo bist du, hörst du mich?«

Erst jetzt bemerkte ich, dass es wieder hell und Tag war. Ich stand im Moor, mit meiner Zigarette in der Hand.

»Da bin ich! Warum schreist du so? Du willst ja nicht, dass ich bei dir bin, wenn du rauchst. Können wir nochmals baden gehen?«

»Aber sicher! Hast du noch mehr Tausendfüssler gefunden?«

»Aber Papa, hier gibts doch keine Tausendfüssler! Aber schau, was ich in meiner Hosentasche entdeckt habe! Eine Münze: vermutlich russisch.«

Die Geschichten entstanden zwischen 1980 und 1990. Ich habe sie etwas überarbeitet, aber sinngemäss nicht verändert.

Weitere Geschichten von mir, von Detektiv Gummimann, ein Detektiv mit ganz besonderen Fähigkeiten sind als Bücher und eBook bei Amazon und als eBook bei Thalia, Orell Füssli und weiteren Orten erschienen. Zu finden unter Tino Keller:

- Gummimann legt los
- Das Geheimnis der Bilder
- Nachtjäger
- Zeitspiele
- Pferde im Nebel
- Das Labyrinth von Grubenberg

Auf meiner Homepage: www.tinokeller.ch gibt es mehr Informationen und Leseproben. Die Originalversionen der Bücher können auch bei mir über meine Homepage bestellt werden. Sind aber teurer.